

(Nachdruck verboten.)

18]

Das Duell.

Roman von A. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Adolf Seb.

10.

Es war ein goldiger, aber kalter richtiger Frühlingsmorgen. Die Traubenkirschen blühten.

Romaschow, der bis jetzt nicht gelernt hatte, mit seinem jungen Schlaf auszukommen, kam wie gewöhnlich zu spät zum Dienst und ging mit dem unangenehmen Gefühl von Scham und Unruhe zum Exerzierplatz, auf dem seine Rotte übte. In diesem ihm bereits vertrauten Gefühle lag stets viel Erniedrigendes für den jungen Offizier, und der Rottenkommandeur, Hauptmann Sliwa, verstand jene Empfindung noch schärfer und kränkender zu machen.

Dieser Mann bildete ein rohes und schweres Ueberbleibsel einer in das Reich der Ueberlieferung entrückten Zeit grausamer Disziplin mit ewigem Geschimpfe, Kleinlichen Formelkram, Marschieren in drei Tempi und Faustschlägen. Selbst in unserem Regiment, das sich infolge des wüsten Provinzlebens nicht gerade durch besondere Humanität auszeichnete, erschien Sliwa als ein rarer Repräsentant jenes grimmigen militärischen Zeitalters, und man erzählte sich von ihm eine ganze Menge kuriose, fast ungläubliche Geschichten. Was über Frontdienst, Dienstreglement und seine Rotte hinausging, erfüllte einfach nicht für ihn und wurde als Blödsinn und Schwindel bezeichnet. Er, der durch das ganze Leben die schweren Dienstpflichten mit sich herumtrug, las kein Buch und keine Zeitung außer dem offiziellen Teil der militärischen Zeitschrift: „Der Invalide“. Alle Zerstreungen, alles Tanzen, Liebhaberaufführungen und so weiter verachtete er im tiefsten Grunde seiner verhärteten Seele, und es gab keinen noch so schmutzigen und gemeinen Ausdruck, den er nicht aus seinem soldatischen Schimpfwörterbuch gelegentlich angewandt hätte. Man erzählte von ihm — und die Geschichte konnte wahr sein —, daß einst, als er in einer herrlichen Frühlingsnacht am offenen Fenster geessen und militärische Rechnungen durchgesehen hatte, in einem Gebüsch vor ihm eine Nachtigall sang. Sliwa hörte und hörte hin und rief plötzlich seinem Vurschen zu: „Sachartshuk, jag mal den Vogel mit einem Stein weg. Er stört mich.“

Dieser welfe, verkommene Mensch war mit den Soldaten schrecklich strenge und erlaubte nicht nur den Unteroffizieren zu schlagen, sondern schlug auch selbst grausam bis aufs Blut, bis der Betreffende unter seinen Hieben zu Boden stürzte. Dafür war er den Bedürfnissen der Soldaten gegenüber peinlich aufmerksam: Geld behielt er niemals zurück und probierte persönlich jeden Tag das Soldatessen. Nur in einer Rotte, in der fünften, sahen die Leute wohlgenährter und vergnügter aus als in seiner.

Aber die jungen Offiziere schalk und zwiebelte Sliwa nach Noten und wandte dabei ganz ungeniert die einfachste Methode an, der sein angeborener kleinrussischer Humor noch eine ganz besondere Schärfe verlieh. Wenn zum Beispiel beim Exerzieren ein Subalternoffizier aus dem Tritt kam, schrie er, leicht mit der Zunge anstößend, gewöhnlich:

„Nu sag' einer! Die ga—ganze Rotte, soll sie der Deubel holen, ma—marschiert nicht im Tritt. Nur der Herr Leutnant ge—geht im Tritt.“

Bisweilen, wenn er die ganze Rotte mit den gemeinsten Schimpfwörtern schmähete, fügte er schnell mit beißendem Spott hinzu:

„Mi—mit Ausnahme de—der Herren Offiziere und de—des Fähnricks.“

Besonders grausam und geradezu vernichtend war er in Fällen, wo ein jüngerer Offizier zu spät zum Dienst kam, und das hatte am häufigsten Romaschow an sich erfahren. Sliwa, der den Leutnant schon von weitem bemerkt hatte, kommandierte: „Stillgestanden!“ gleichsam als bereitete er dem Zuspätkommenden ironischerweise einen ehrenvollen Empfang; er selbst aber beobachtete unbeweglich, mit der Uhr in der Hand, wie Romaschow, vor Scham in Schweiß gebadet, sich in der Säbelpoppel verwickelte und lange seinen

Platz nicht finden konnte. Bisweilen fragte er mit grimmiger Höflichkeit, ohne auf die Anwesenheit der Gemeinen Rücksicht zu nehmen: „Ich de—denke, Herr Leutnant, Sie haben nichts dagegen, wenn wir fortfahren?“ Das nächste Mal erkundigte er sich mit größter Zuverlässigkeit, aber absichtlich laut, wie der Herr Leutnant geschlafen und wie er geträumt hätte. Und erst nachdem einer dieser Scherze vom Stapel gelassen war, führte er Romaschow beiseite und erteilte ihm, während seine runden Fischeugen ihn fast berührten, einen groben Verweis.

„Ach, mir ist alles egal!“ dachte Romaschow verzweifelt, während er an seine Rotte herantrat. „Hier geht's schlecht und dort geht's schlecht — ist alles eins. Mein Leben ist verpufft!“

Der Rottenkommandeur, Leutnant Wetkin, Bhow und der Feldwebel standen mitten auf dem Platz, und alle wandten sich gleichzeitig nach dem herankommenden Romaschow um. Die Soldaten drehten ebenfalls die Köpfe nach ihm herum. In diesem Augenblick sah Romaschow sich selbst, wie er verwirrt und ungeschickt unter den auf ihn gerichteten Blicken dahinging, und ihm wurde noch unangenehmer zumute.

„Aber vielleicht ist das gar nicht so schimpflich?“ versuchte er sich nach Art vieler in Verlegenheit geratener Leute in Gedanken zu trösten. „Vielleicht scheint mir das nur so schlimm, ist anderen aber ganz egal. Nun, ich stelle mir einfach vor, daß ich nicht zu spät gekommen bin, sondern Bhow, und daß ich auf dem Platz stehe und zusehe, wie er herankommt. Dabei ist gar nichts Besonderes: Bhow — geht wie immer . . . alles Unsinn.“ schloß er endlich in Gedanken und wurde mit einemmal ruhig. „Angenommen, ich schäme mich . . . Aber das dauert keinen Monat, keine Woche, keinen Tag. Auch ist das ganze Leben ja so kurz, daß man alles in ihm vergißt.“

Gegen seine Gewohnheit verwandte Sliwa fast gar keine Aufmerksamkeit auf ihn und ließ nicht einen seiner Scherze los. Erst als Romaschow einen Schritt von ihm entfernt stehen blieb, ehrerbietig die Hand an die Müze legte und die Haden zusammenschloß, sagte er, ihm gleichzeitig seine schlappen fünf kalten, zieschenähnlichen Finger hinstreckend:

„Bitte, merken Sie sich, Herr Leutnant, daß Sie fünf Minuten vor Erscheinen des ältesten Subalternoffiziers und zehn vor dem Rottenkommandeur zugegen sein müssen.“

„Entschuldigen Herr Hauptmann,“ erwiderte Romaschow mit hölzerner Stimme.

„Entschuldigen! . . . Sie schlafen immer. Im Schlaf können Sie nicht exerzieren. Bitte die Herren Offiziere, zu Ihren Bügen zu treten.“

Die ganze Rotte war in Abteilungen über den Platz zerstreut. Es wurden zugeweihe Freilübungen gemacht. Die Soldaten standen in Reihen mit einem Schritt Abstand voneinander und hatten, um die Bewegungen zu erleichtern, die Uniform aufgenöpft. Der gewandte Unteroffizier Bobylew aus Romaschows Halbrotte schielte ehrerbietig nach dem herankommenden Offizier hin und kommandierte laut-schallend, wobei er den Unterkiefer vorschob und schiefe Augen machte:

„Auf die Fußspitzen und langsame Kniebeuge. Hände auf Hüften — hüü!“

Dann zog er singend in tiefen Tönen in die Länge: „Anie beugt!“

„Eins!“ sangen die Soldaten gleichzeitig und haöten nieder; Bobylew aber, der ebenfalls in Kniebeuge dasah, überflog die Reihen mit einem strengen, forschenden Blick.

Nebenan schrie der Kleine, quecksilbrige Gefreite Sjerofchtan mit dünner, scharfer, abgerissener Stimme wie ein junger Sahn:

„Ausfall rechts und links seitwärts, mit gleichzeitigem Seitwärtsstoßen der entsprechenden Hand. Fertig! Los! At — eins, at — zwei.“ Und ein Duzend junger, gesunder Stimmen schrien abgerissen und krampfhaft: „Hau, hau, hau, hau!“

„Halt!“ schrie Sjerofchtan durchdringend. „Lapschin! Was haust Du denn da immer, Du Schaafskopf? Stößt mit den Fäusten wie ein altes Weib: Chau, hau! . . . Mach mit die Bewegung sauber, verdammtes Kack!“

Dann führten die Unteroffiziere ihre Züge im Lauffchritt zu den Turngeräten, die an verschiedenen Enden des Platzes standen. Unterfährich Ebow, ein starker, geschickter Burische und ausgezeichnete Turner, legte schnell Mantel und Uniformrock ab und lief, nur im blauen Kattunhemd, als erster zum Barren. Er sprang am Barrende zum Stütz, schwang dreimal vor- und rückwärts, beschrieb mit dem ganzen Körper einen Kreis, so daß sich einen Augenblick seine Füße direkt über dem Kopf befanden, stieß sich kräftig vom Barren ab, flog in elastischem Bogen anderthalb Schritt vorwärts, überschlug sich in der Luft und kam geschickt wie eine Katze auf den Boden zu stehen.

„Unterfährich Ebow, machen Sie wieder Jagen!“ rief Sliwa mit verstellter Strenge. Der „alte Bruder“ hegte im Grunde seines Herzens eine besondere Vorliebe für den Unterfährich, der ein ausgezeichnete Soldat und vorzüglicher Kenner des Dienstes war. „Zeigen Sie, was in der Instruktion verlangt wird. Hier ist keine Ostermesse und kein Virtus.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ krächzte Ebow vergnügt. „Zu Befehl, fällt mir gar nicht ein,“ zwinkerte er Romaschow zu.

Die vierte Korporalschaft übte an der schrägen Leiter. Die Soldaten traten nacheinander heran, hängten sich mit gestreckten Armen an eine Sprosse, machten Klimmzug und kletterten mit den Händen in die Höhe. Unteroffizier Schapowalenko stand unten und machte Bemerkungen:

„Nicht mit den Beinen baumeln. Fußspitzen nach oben!“ Die Reihe kam an den Gemeinen vom linken Flügel, Chlebnikow, der der ganzen Rote zum Spott diente. Romaschow wunderte sich oft, wenn er ihn ansah, wie man diesen kümmerlichen, verhingerten Menschen, fast einen Zwerg mit schmutzigem, hartlosem, schiefem Gesicht, zum Soldaten machen können. Und wenn der Leutnant seinem blödsinnigen Blick begegnete, in dem ein für allemal vom Tage der Geburt an stumpfsinnige, ergebene Furcht gleichsam geronnen war, so rührten sich in Romaschows Herzen ein sonderbar trauriges Gefühl und Gewissensbisse.

Chlebnikow hing unförmlich und plump wie ein Gehängter an der Leiter.

„Aufziehen, Hundeschnauze, aufziehen!“ schrie der Unteroffizier. „Nun, wird's bald!“

Chlebnikow machte Anstrengungen, hoch zu kommen, zappelte aber nur hilflos mit den Beinen und baumelte mit ihnen hin und her. Eine Sekunde wandte er sein kleines, graues, von einer aufgestülpten Nase fläglich überragtes Gesicht zur Seite und nach unten. Und plötzlich riß er von der Sprosse los und fiel wie ein Sack auf den Boden.

„A—a! Macht wohl nicht gern jemnaitische Übungen!“ brüllte der Unteroffizier. „Du Schuft, verdirbst mir den ganzen Zug! Ich werd' Dich!“

„Schapowalenko, untersteh Dich nicht, zu schlagen!“ rief Romaschow vor Scham und Zorn aufflammend. „Untersteh Dich niemals zu schlagen!“ rief er, lief zum Unteroffizier und packte ihn an der Schulter.

Schapowalenko stand stramm und legte die Hand an den Mühschirm. Nur in seinen Augen, die, mit einemmal soldatenmäßig, jeden Ausdruck verloren hatten, zitterte ein kaum bemerkbares, spöttisches Lächeln.

„Zu Befehl, Herr Leutnant. Nur gestatten Sie: Ist ganz unmöglich, mit dem fertig zu werden.“

Chlebnikow stand in trummer Haltung daneben; er blickte stumpfsinnig auf den Offizier und rieb sich mit dem Sandrücken die Nase. Mit einem Gefühl heftigen, vergeblichen Mitleids wandte Romaschow sich von ihm ab und trat zum dritten Zuge.

Nach dem Turnen, als die Leute zehn Minuten Erholungspause hatten, traten die Offiziere wieder mitten auf dem Platz am Barren zusammen. Die Unterhaltung hatte sofort die bevorstehende Parade zum Gegenstande:

„Ich sage Euch, jeder General hat seine Rüden,“ sagte Sliwa mit besonderer Handbewegung und ließ seine wässrigen Augen erstaunt umhermarschieren. „Ich weiß noch, wir hatten einen Generalleutnant Iwowitzsch als Korpskommandanten. Er war von der Genietruppe zu uns gekommen. Und da beschäftigten wir uns denn bei ihm nur mit Graben. Dienstreglement, Tempo, Exercieren — alles Nebensache. Vom Morgen bis Abend wurden alle möglichen Schützengräben aufgeworfen, bis zum Verreden! Im Sommer aus Erde, im Winter aus Schnee. Das ganze Regiment war von Kopf bis zu Füßen mit Lehm beschmiert. Der Kom-

mandeur der zehnten Rote, Hauptmann Kleinikow, Gott hab' ihn selig, wurde für den Annenorden vorgeschlagen, weil er in zwei Stunden eine Linette oder Barbeite gegraben hatte.“

„Großartig!“ flocht Ebow ein.
„Dann — das war schon zu Ihrer Zeit, Pawel Pawlitsch, das Schießen unter General Aragonski.“

„Ah, das „Gerüstschießen“? lachte Wetkin.
„Was heißt das?“ fragte Romaschow.
Sliwa machte eine verächtliche Handbewegung.

„Das heißt, daß wir damals nur Sinn für die Schießinstruktion hatten. Der Soldat antwortete bei der Besichtigung mit so unfehlbarer Sicherheit, daß er zum Beispiel statt „Geschüßriesen“ — „Gerüstschießen“ sagte, — so waren allen die Köpfer vernagelt! Der Zeigefinger hieß nicht Zeigefinger, sondern Drückfinger; das rechte Auge war das „Zielauge“.“

„Wissen Sie noch, Athanasius Kyrillitsch, wie damals theoretisch geodht wurde?“ sagte Wetkin. „Ballistische Linie, Derivation . . . Weiß Gott, ich habe es selbst niemals verstanden. Es kam vor, daß man den Soldaten sagte: „Da hast Du ein Gewehr, sieh in die Mündung. Was siehst Du?“ „Ich sehe eine e m a t s c h i n ä r e Linie, die Laufachse heißt.“ Dafür schossen wir aber! Wissen Sie noch, Athanasius Kyrillitsch?“

„Nun natürlich. Wegen ihrer Schießleistungen kam unsere Division in die ausländischen Zeitungen. Zehn Prozent über ausgezeichnet — nun sag' einer! Das haben wir aber gedeckelt, liebe Leute! Die besten Schützen wurden von einem Regiment ins andere übernommen. Und wenn eine Rote mal für sich schoß, so knallten die jüngeren Offiziere aus Revolvern hinter der Anzeigerdeckung. Eine Rote zeichnete sich so aus, daß man nachzählte; da saßen in der Scheibe fünf Kugeln mehr, als abgefeuert waren. Hundert- und fünf Prozent Treffer, der Feldwebel konnte mit dem Kleistertopf kaum mitkommen!“

„Und unter Slessarew die Schreiberische Gymnastik, wissen Sie noch?“

„Wie sollte ich nicht, sitzt heute noch bei mir. Haben geradezu Ballett getanzt. Was da nicht alles die Generale machten, hol's der Kuckuck! Aber ich sage Ihnen, meine Herren, im Vergleich mit den jetzigen Zuständen ist doch alles Unsinn und fauler Zauber. Jetzt heißt es einfach — so nehmt denn Abschied, Brüder; jetzt kann man nur einpöden! Früher wußte man wenigstens, was gefragt wurde, aber jetzt? Ach, sei so gut, lieber Soldat — mein „Nächster“, man muß human sein! — Sauen muß man die Kerls! Ach, dieses „Entwickeln der geistigen Fähigkeiten“, „Gewandtheiten“ und „Kombinationsgabe“. Suworow-Soldaten! Man weiß jetzt gar nicht mehr, was man den Kerls beibringen soll. Da hat man wieder einen neuen Scherz ausgedacht, die durchgehende Attade . . .“

„Ja, das ist keine Schokolade!“ nickte Wetkin mitfühlend.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Isländische Heringsfischerei.

Der Heringsfang ist zum Teil beendet, zum Teil geht er seiner Beendigung für dieses Jahr entgegen. Während die Fischer der Nordsee vielfach über schlechten Fang klagen, ist in den isländischen Gewässern auch heuer der Heringsfang ein außerordentlich ergiebiger gewesen. Was die Natur der Insel Island nämlich an Bodenprodukten versagt hat, hat sie in reicher Fülle ihren Flüssen und Seen, besonders aber den sie umgebenden Gewässern des Meeres, gespendet. Diese sind reich an Fischen der verschiedensten Art, und so wird Fischfang auf Lachs, Stöckfische, Heringe, Gais und Wale von den Isländern mit vielem Eifer, obwohl mit wechselndem Erfolge betrieben. Am Heringsfange sind die eingeborenen Isländer allerdings, trotzdem auch hier in den letzten Jahren Fortschritte zu verzeichnen gewesen sind, doch weniger beteiligt als andere Nationen. Die Norweger haben einen großen Teil der Heringsfanges in den isländischen Gewässern in den Händen. Das ist stets seit langer Zeit so gewesen. Vielleicht kommt das daher, daß der Norweger, wie die Bewohner des nördlichen Europa überhaupt, große Kenner und Liebhaber von Herings sind, während bei den Isländern dieser Fisch als Nahrungsmittel niemals recht eingeführt gewesen ist und auch heute noch nicht genügend gewürdigt wird. Wahrscheinlich ist der Grund hierfür die Abneigung des Isländers gegen Salz, weil er den Storbud so sehr fürchtet. Alle ihre präservierten Nahrungsmittel werden nämlich entweder durch Trocknen und Räuchern süß oder durch Sauergärung sauer haltbar gemacht; den Hering aber kann man wegen seines hohen Gehaltes an Ican nicht ohne Salz haltbar machen.

Bekanntlich macht der Hering häufige und vielfache Wanderungen und nach verschiedenen Teilen der Küste; zuweilen verläßt er die Küste eines Landes für eine Zeitlang ganz, wie es vor Jahren an den norwegischen Fjorden der Fall war. Jrgend ein derartiger Vorfall mag in der That auch die erste Veranlassung gegeben haben, daß die Norweger in den isländischen Gewässern auf den Fischfang gingen, obwohl der genaue Zeitpunkt, in dem damit begonnen wurde, nicht mehr ermittelt werden kann. Die Norweger konnten dort fischen wie in ihren eigenen Fjorden, „denn sie fangen die Fische, wenn sie ihnen bis vor die Türe kommen, als wären sie ordentlich, daß man sie fangen solle“; aber sie haben nicht den Unternehmungsgeist der schottischen Fischer, die sich weit in die See hinauswagen, um dort unter großen Gefahren bei jeder Witterung die Fische aufzusuchen. Allein trotzdem sind die Norweger kühne und tüchtige Seeleute.

Die Heringe der isländischen Gewässer werden alle in den Fjorden, nicht auf hoher See gefangen. Die nach Island kommenden norwegischen Fahrzeuge sind meistens Schoner, die die nötige Ausrüstung an Salz und Fäshen an Bord haben. Nach ihrer Ankunft werden sie teilweise abgetakelt und vor Anker gelegt, nachdem man zuerst das Material zum Einpökeln an die verschiedenen Stationen gebracht hat. Diese Stationen sind einfache hölzerne Schuppen, die man am Strande erbaut hat und die teilweise ins Wasser hineinragen, mit einer Plattform oder Anlande an der Seeite, um die Fischerboote ausladen zu können. Sie liegen immer an Stellen, wo das tiefe Wasser bis dicht an die Küste heranreicht, so daß die Fahrzeuge mittels einer Laufbrücke von der Anlande aus und noch immer schwimmend geladen werden können, da das Steigen und Fallen der Flut im Norden und Osten von Island nur drei Fuß beträgt.

Die aus Norwegen kommenden Fischerboote sind kleiner als die an den britischen Küsten üblichen, aber größer als diejenigen der Isländer; sie sind mit Mast, Spritzegel und Klüber versehen und sehr leicht, da man mit ihnen kein sehr schweres Wetter zu bestehen beabsichtigt. Das Netz ist aus einem Stück, ein Schlagnetz, mit dem die Heringe nach der Küste gefegt werden. Sollte es mehr Heringe enthalten, als die Boote tragen können, so werden die Enden des Netzes am Strande verankert und die Boote mit so vielen als sie nur tragen können, aus dem Innern des Schlagnetzes heraus mittels Sadnetzen an langen Stangen beladen. Die übrigen Fische bleiben dann, wohlbehalten und alle lebend, tagelang in dem großen Netze eingeschlossen, bis man ihrer bedarf, oder bis der Inhalt des letzteren erschöpft ist. Die Netze sind von verschiedener Größe, von 20 Faden lang und fünf Faden breit, bis zu 150 Faden lang und 20 Faden breit, und werden je nach Maßgabe der Tiefe des Wassers an der Küste, an der man fischt, gebraucht. Die Maschen der Netze sind nur einen halben Zoll weit und werden in Norwegen für Sprotten und Heringe gleicherweise gebraucht.

Wenn man die Fische geladen hat, werden sie sogleich ganz, d. h. ohne daß man die Eingeweide herausgenommen hat, mit Salz in die Tönnchen eingepökelt und nicht erst ausgeweidet, wie dies in Schottland geschieht. Obwohl dies Einpökeln nicht so gut ist wie das schottländische und holländische, so verursacht das Verfahren doch weniger Arbeit und weniger Behandlung des Fisches, wodurch weniger beschädigt werden. Die Norweger beschäftigen dabei viele Isländer, aber nur als Tagelöhner, sowohl in den Booten wie beim Laden der Fahrzeuge auf den Stationen.

Der Zeitpunkt der Ankunft und die Richtung des isländischen Heringzuges scheinen mit denjenigen des schottischen ganz identisch zu sein, nämlich vom Mai und Juni bis September und Oktober, und von der Westküste um den Norden herum bis nach der Ostküste. Der nördliche Teil des Zuges führt zuzeiten innerhalb, zuzeiten außerhalb des Polarkreises hin. Die Heringe scheinen diejenigen Fjorde ganz zu vermeiden, die entweder einen allmählich sich verflachenden Strand oder Hindernisse in Gestalt von Sandbänken, Felsen oder Eilanden haben. Ihr Lieblingsaufenthalt sind Fjorde, die bis an die Küste heran einen klaren Strich tiefen Wassers haben. Zur ersten gemiedenen Klasse gehören Grutafjord, Slagafford und Snafford im Norden, an dem sich keine Fischerstationen befinden; doch liegt im Grutafjord die Handelsstation Vordehri (nach der der Fjord zuweilen benannt wird), und hier sah Kapitän John Coghill, der reisende Agent für das Handelshaus Simons von Leith, das einen höchst ausgedehnten Handelsverkehr zwischen Großbritannien und Island hergestellt hat, vor einigen Jahren bei einer Gelegenheit den Strand des Fjordes meilenweit mit toten Heringen bedeckt. Die Fische waren von Walen den Fjord hinaufgetrieben worden, hatten sich in ihrer Angst dem Lande zugebrängt und waren dabei zu Tausenden umgekommen.

Die Heringe erscheinen zuerst im Mai oder Juni auf der Höhe von Snafford im Nordwesten von Island, allein die Zeit wechselt in den verschiedenen Jahren. Der Zug nähert sich dann der Insel und streicht an der Nordküste hin, biegt um Langanæs (Langnase), die nordöstliche Spitze von Island, herum und zieht an der Ostküste herab, berührt aber niemals die südlichen und südwestlichen Küsten. Bisweilen finden sich die Heringe schon Ende August, dagegen im September immer, beinahe in allen östlichen Fjorden, besonders im Estifford und Seydisfjord.

Seydisfjord ist $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{3}$ engl. Meilen breit, verläuft auf 10—12 engl. Meilen westlich, wendet sich in seinem Schoße oder obersten Teil südlich und ist auf dem ganzen Wege zu beiden Seiten von steil abstürzenden Bergen von 2500—3000 Fuß Höhe eingeschlossen, mit tiefem Wasser bis dicht an die Küste heran, ausgenommen an seinem landwärts gelegten Ende und seiner nordwestlichen Ecke, wo

die Küste sich etwas verflacht, weil die aus den Bergen herunterkommenden Flüsse hier ihren Schutt abgelagert haben.

Die ruhigen, die steilen Bergänge widerspiegelnden Gewässer zeigen auf den ersten Blick kaum eine Spur von Leben in ihnen. Nur da und dort ein Flug weißer Meeresvögel oder das gelegentliche Lärmen einiger Heringwale, die nicht sehr hoch springen, ist alles, was darauf hinweist, daß das Wasser von Fischen aller Art wimmelt. Man sieht keine Scharen von Booten, die am Abend aus- oder am Morgen einlaufen, man hört kein Geschrei oder Gelächter an den Landungsplätzen; kein Hasten und Schreien, keine Eile der Fischer, denn die Beute ist in ihrer Hand, und sie können ihre Arbeit nach Belieben regeln — sie können die Netze einziehen, die Fische pökeln, die Tönnchen verschiffen, ganz wie es ihnen paßt, alles sehr ruhig, mit großem Fleiße, aber ohne Lärm und Eile. Das Wasser wimmelt von Heringen, und dort, wo jene Meeresvögel gemächlich fischen, da stehen die Fische im Wasser, eingeschlossen von den ungeheueren Netzen, die 150 Faden lang und 20 Faden breit sind. Die Fischer haben alle ihre großen Netze ausgelegt und suchen die Zahl derselben noch zu vermehren, indem sie einige von den kleinen zusammennähen; allein diese sind nur fünf Faden breit und reichen nicht tief genug hinab, um auf den Grund zu gehen, und sind daher von keinem sonderlichen Nutzen.

Die isländischen Heringe sind sehr groß, 13—14 Zoll lang und je 12—14 Unzen englisch wiegend. Die Netze haben einige Mühe, um sie zu packen und zu verschlingen. Wenn sie ste beim Klopffasson können, so ist es gut, allein sie haben selbst dann noch Mut, sie hinunterzuwürgen. Man findet oft Fische, denen von den Schnäbeln der Vögel die ganze Haut vom Rücken gestreift worden ist, bei dem vergeblichen Versuch, sie zu verschlingen. — J. Wiese.

Kleines feuilleton.

os. Das renovierte Berliner Theater. Zur Besichtigung waren am Mittwoch Einladungen an die Presse ergangen, aber es war nicht recht ersichtlich, zu welchem Zwecke man sich und anderen diese Mühe gemacht hatte. Es gab nicht viel zu besichtigen. Wer die Einladung las, konnte der Meinung sein, es handle sich um eine neue Innendekoration der alten Räume, eine künstlerische Neuschöpfung, wie die modernen Theater jetzt dahin streben, die neuen, dekorativen Grundzüge der modernen Kunst sich zunutze zu machen. Es fällt auch nicht schwer, einen Künstler dafür zu engagieren, denn es finden sich genug Architekten, die dafür Sinn und Verständnis haben, und den öffentlichen Instituten — das Theater ist doch ein solches — erwächst eigentlich die Verpflichtung, diesen Schritt der Entwicklung mitzumachen.

Allerdings ist es ein übles Ding, ein so altes, ausgedientes Theater aufzufrischen zu wollen. Die Ausschmückung eines solchen Raumes, der einem bestimmten Zwecke ausschließlich dient, muß organisch sein, d. h. es muß alles aus den Bedingungen heraus wachsen, notwendige Beziehungen des Materials unterstreichen, und so muß sich der Innenraum unter der künstlerisch besonnen und maßvoll arbeitenden Hand des Architekten gewissermaßen von selbst aufbauen. Er muß ruhig und groß wirken, d. h. er darf keinen überladenen Schmuck haben, denn bei den großen Entfernungen, die ein Theaterraum bietet, verweisen sich die allzu kleinen Formen zu einem charakterlosen Gemengel, und jedes Juwel an Linien zerstreut die Raumwirkung, wirkt knittelrig, kleinlich. Zudem wirkt die Masse der Zuschauer von selbst so unruhig, daß das Auge es als angenehm empfindet, wenn diesem schwarzen und bunten Gewimmel in den Formen der Architektur ein Gegengewicht geboten wird. Gerade das moderne Theater bietet dem modernen Architekten große Aufgaben. Bisher haben wir unsere Theater meist mit einem spielerischen, prunkenden Aufwand an Ornamenten, in Stuck, mit Gold übermalt, geschmückt. Das großzügig gebaute, im Innern ruhig und ernst gestaltete Theater haben wir erst noch zu erwarten. Freilich müssen wir da auch erst eine andere ernste und große Theaterkunst haben, so daß das Theater wieder ein Sammelpunkt großer geistiger Interessen ist, an dem alle gleichen Anteil haben. Das Theater an sich, so wie es jetzt ist, ist ein getreues Abbild einer zerfahrenen Kultur, die sich mit fremdem Plitterkrum schmückt, mit Ornamenten aus vergangenen Stilen; und die Gold- und Stuckproferei redet von einem Barbarrismus des Geschmacks. Wir haben in Deutschland bisher nur ein künstlerisch aus einem Guß gestaltetes Theater, das ist das Münchener Schauspielhaus, eine Schöpfung des Münchener Architekten Richard Niemerichmied.

Das Berliner Theater ist ein Beispiel, wie es nicht gemacht werden darf. Die Theaterfirma Hugo Waruch u. Co. hat die Ausstattung besorgt. Sie hat dem alten Bau ein neues Mäntelchen umgehängt. Die alten roten Wände sehen aber hindurch durch die neue Pracht. Das Ganze macht den Eindruck einer Theaterdecoration. Reichliche Verwendung von Weiß, dem sich ein Graugrün imitierten Marmors gesellt, dazu ein mattes Rosa in den Stühlen des Parquetraums, das sind die Farben, auf die der Raum gestimmt ist. Abgesehen davon, daß das Alte und Neue nicht zusammengeht, ist die Decoration an sich nicht gut. Das Unpersönliche, Schematische der Gestaltung zeigt sich überall offen. Und das ärgert auf die Dauer. Man will so tun, als hätte man sich die Eigenheiten des modernen Dekorationsstils zu eigen gemacht. Man hat aber nur gewisse Neuheiten übernommen, die unter dem Namen „Jugendstil“ jedem guten Ge-

schmach ein Greuel sind. Entweder läßt man ein altes Theater wie es war, oder man überträgt seine Umgestaltung einem Künstler, der solchen Raum ein persönliches Gepräge geben kann. Eine „Firma“ wird immer in eine Schablone verfallen.

Vielleicht aber hat das Berliner Theater gar nicht diesen großen Ehrgeiz. Es war immer ein gutbürgerliches Familien-theater und will es vielleicht bleiben. Dazu paßt dann die Fälnideleration ganz gut. Und auch das panoptikumartige Entree mit den bis ins Unendliche spiegelnden Wänden paßt dazu. —

t. Die Phonokarte scheint sich jetzt zunächst in Frankreich als größte postalische Neuheit einzubürgern. Zur Herstellung dieser phonographischen Postkarten dient das Phonopostal, ein Apparat, der die menschliche Stimme auf einem Stück Wapre aufzeichnet, das in der Form einer Postkarte gleicht. Schon Jules Verne faßte die Idee, den alten Wachsylinder der Phonographen durch ein Blatt Papier zu ersetzen, das dann wie ein Brief verschickt werden könnte. Jetzt würde also auch diese Phantasia des einbildungsreichen Franzosen, wie schon so manche andere, in gewissem Grade ihre Verwirklichung gefunden haben. Nach einem Bericht von „English Mechanic“ gewährt das Phonopostal zahlreiche Vorteile. Die Aufzeichnungen werden durch einen gewöhnlichen Phonographen von möglichst einfacher Art mittels eines Griffels mit einer Sapphirspitze gemacht. Diese Spitze macht ihre Eindrücke in eine geeignete Substanz, die auf die Oberfläche der Karte aufgestrichen ist und den Namen Sonorin führt. In der Entdeckung dieses Stoffes, der leicht auf einem Blatt Karton ausgebreitet werden kann und alle Eigenschaften eines Wachsylinders besitzt, beruht das eigentliche Verdienst der Erfindung. Dazu kommt die freilich ebenso wichtige Erfüllung der Bedingung, daß das Sonorin die Behandlung und den Transport durch die Post verträgt, ohne daß es zerdrückt oder die darauf eingegrabenen Zeichen verwirrt werden. Die Zeichen werden nämlich in Form einer Spirale eingeschrieben, die am Außenrande der Karte beginnt und dann in immer enger werdenden Krümmungen zu einem Kreise ausläuft, der kaum noch den Durchmesser eines Nähnspinnstüdes besitzt. Die Zeichen sind so tief eingegraben, daß beim Stempeln der Postkarte höchstens zwei oder drei Silben verloren gehen können. Eine Phonokarte hat Platz für 75 oder 80 Worte. Man scheint mit der neuen Erfindung der illustrierten Postkarte Konkurrenz machen zu wollen, auch wird zur Empfehlung hervorgehoben, daß man auf der Phonokarte weit vertraulicher sein kann als auf einer gewöhnlichen Postkarte. —

Aus dem Tierleben.

th. Ueber einen neuen Fall von Mimikry stellte Dahl interessante Beobachtungen an. Als Mimikry oder Nachäffung bezeichnet man eine im Tierreiche sehr häufig vorkommende Erscheinung, daß eine Tierart ein anderes Lebewesen in Färbung und Gestalt nachahmt, um sich dadurch der Verfolgung seiner Feinde zu entziehen. Meist ist das nachäffende Tier ein schwaches, wehrloses, viel verfolgtes Geschöpf, während das nachgeahmte Lebewesen aus irgend einem Grunde, sei es wegen seiner Giftigkeit oder Wehrhaftigkeit gesücht wird.

Andere Tierarten wiederum, besonders viele Schmetterlinge samt ihren Raupen und manche Heuschrecken, ähneln in ihrem Aussehen täuschend einem trodenen Blatt, einem Stückchen Borke oder einem dünnen Zweige und entziehen sich dadurch den Blicken ihrer Verfolger.

Während ähnliche Fälle von Nachäffung bei niederen Tieren in großer Häufigkeit auftreten, konnten sie bisher bei Wirbeltieren nur verhältnismäßig selten beobachtet werden, daher dieser neue Mimikryfall besondere Beachtung erheischt.

Im Indischen und Pazifischen Ozean lebt in zahlreichen Exemplaren eine kleine, wegen ihrer Giftigkeit gesüchtete Seeschlange. Bereits seit langen Jahren war das Tier den Forschern in Folge seiner merkwürdigen Färbung — der hellblaue Leib wird seiner ganzen Länge nach von tief-schwarzen Querringen umzogen — aufgefallen; es bildete ein Schaustück jeder Sammlung. In denselben Meeresgebieten wurde nun auch ein Fisch entdeckt, dessen Gestalt sich stark von dem gewöhnlichen Aussehen seiner Klassengenossen unterscheidet. Der ganze Körper des Fisches ist nämlich schlangenartig verlängert und die Flossen bis auf einen schmalen, kaum wahrnehmbaren Saum rückgebildet. Da sein Leib ebenfalls hell bläuliche Färbung mit tief-schwarzer Ringelung besitzt, ähneln er genau der kleinen Seeschlange. Die Ähnlichkeit ist eine derart überrassende, daß selbst ein so geübter Forscher wie Dahl das erste Exemplar des Fisches, welches er zu Gesicht bekam, für die bekannte Schlange hielt und erst genaue Untersuchung und Beobachtung klärte ihn über seinen Irrtum auf. Es ist wohl kaum zweifelhaft, daß es sich hier um einen echten Fall von Mimikry handelt und daß der Fisch in Folge dieser auffallenden Ähnlichkeit mit der Giftschlange vor räuberischen Ueberfällen geschützt ist. —

Technisches.

en. Drahtlose Telegraphie zwischen dem Stillen und dem Atlantischen Ozean wird voraussichtlich in einer nahen Zukunft in Betrieb gesetzt werden. Die Regierung der Republik Peru hat nämlich beschlossen, Stationen für drahtlose Telegraphie von der Hauptstadt Lima über das Corbillengebirge

hinweg bis nach Iquitos, dem wichtigsten Flughafen am Amazonasstrom, einzurichten. Bisher hat es zwischen den peruanischen Gebieten östlich und westlich des Küstengebirges überhaupt keine telegraphische Verbindung gegeben, weil man es nicht wagen konnte, in den Urwäldern eine Telegraphenleitung zu legen. Einmal hätte das fast undurchdringliche Dickicht große Hindernisse verursacht, außerdem hätte man sich kaum gewöhnlicher Telegraphenstangen bedienen können, da sie durch die Feuchtigkeit und durch allerhand Tiere schnell zugrunde gerichtet worden wären. Geradezu zwingend aber war die Rücksicht auf die Eingeborenen dieser Gegend, die in einer abergläubischen Furcht vor jedem elektrischen Draht leben und ihn zu vernichten streben wie einen bösen Geist. Endlich war noch in Anschlag zu bringen, daß die ungeheuren Ströme des Gebiets östlich der Anden für eine Leitung zu breit und für die Verlegung des Kabels zu reichend gewesen wären. Danach ist es kein Wunder, daß die von der drahtlosen Telegraphie dargebotenen Mittel von der Peruanischen Regierung als eine wahre Erlösung von Schwierigkeiten begrüßt worden sind. Ein Berliner Ingenieur wurde damit beauftragt, sich in Begleitung von vierzig Arbeitern und zahlreichen Eingeborenen, die zum Transport von Lebensmitteln und Gerätschaften angeworben waren, ins Innere zu begeben. Diese Expedition war dazu bestimmt, die geeigneten Plätze für fünf Stationen auszufinden, und sie hat trotz der geradezu abenteuerlichen Schwierigkeiten, die der Erfüllung ihres Zwecks entgegenstanden, ihre Aufgabe mit vollem Erfolg durchgeführt. Zum Teil hatte sie Gegenden zu durchreisen, in die noch nie ein Europäer gelangt war. Die deutsche Gesellschaft für drahtlose Telegraphie hat darauf ein Monopol zur Ausübung der Telegraphie ohne Draht innerhalb der Republik Peru erhalten. Zwei Ingenieure sind gegenwärtig im Innern des Landes mit der Einrichtung der Stationen beschäftigt. Die Ortschaft Puerto Bermudez am östlichen Abhang der Cordilleren, der Endpunkt der gewöhnlichen Telegraphie, ist als Ausgangspunkt für den neuen Telegraphendienst ausersehen. Zwischen diesem Platz und Iquitos liegen noch etwa 1000 Kilometer. Später soll dann die drahtlose Telegraphie bis zur Mündung des Amazonasstroms weitergeführt werden, und zwar natürlich auf brasilianischem Gebiet, zunächst bis nach dem großen Flughafen Manaos am Amazonas und dann abwärts bis Pará. —

Humoristisches.

— Stille. Endlich schlug der den Wellen Entrissene die Augen auf.

„Nun, wie geht es Ihnen?“ fragte Gertrud.

„Ich bin ganz naß,“ entgegnete er trocken. —

— Konsultation. Frau Sparmeier kam zum Zahnarzt und wollte sich ein neues Gebiß bestellen. Natürlich frug sie zuerst nach dem Preise. „Ein komplettes Gebiß mit dreijähriger Garantie,“ sagte der Arzt, „lieferer ich Ihnen für hundert Mark.“

„Na, da hört aber alles auf!“ rief die gute Dame entsetzt. „Ich habe jetzt schon bei so und so viel Ärzten herum gefragt, aber so unerschämmt viel hat kein einziger verlangt. Und das allermindeste, was ein anständiger Zahnarzt garantiert, das sind fünf Jahre — keine drei. Aber selbst, wenn Sie mir fünf Jahre garantieren, 100 M., das ist mir viel zu viel, da such' ich mir denn doch lieber einen anderen Arzt.“

„Das tun Sie nur!“ sagte der Zahnarzt ruhig. „Das ist mir bedeutend lieber. Und wenn ich gewußt hätte, daß Sie so einen großen Mund haben, dann hätte ich überhaupt 200 Mark verlangt.“ —
(„Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Ein Theater für Kinder wird in Wien geplant. Die Darstellung soll durch Berufsschauspieler ausgeführt werden. Spielen will man dreimal in der Woche, an schulfreien Nachmittagen. —

— Im Opernhaus gelangt Ende des Monats neu einstudiert „Der schwarze Domino“ von Auber zur Ausführung. —

— Die Eröffnung der Komischen Oper soll am 1. November stattfinden. —

— Dämmerungserscheinungen am Abendshimmel. Nach Ausbrüchen des Krakatau (1883) wurden jahrelang sogenannte „leuchtende Vollen“ am Abendhimmel beobachtet; der Ausbruch des Mont Pelée (1902) brachte uns herrliche Dämmerungserscheinungen. Etwas Ähnliches scheinen die jüngsten Ausbrüche des Vesuv und des Stromboli in Italien verursacht zu haben, denn es sind in letzter Zeit in verschiedenen Gegenden ebenfalls bezeichnende Dämmerungserscheinungen beobachtet worden. So in Wien und am letzten Sonntag in Straßburg. Kurz vor 6 Uhr begann, so berichtet die „Straßburger Post“, über den Vogesen ein sanft rosafarbener Schein aufzufleigen und die Gestalt einer Pyramide anzunehmen; schließliche Höhe etwa 45 Grad. Bei seinem allmählichen Abnehmen verfärbte sich das Rosa mehr und mehr zu einem tiefroten Schein. Die Dauer der ganzen Erscheinung währte etwa 25 Minuten; ihre Ursache schreibt man der Durchleuchtung vulkanischer Auswurfstoffe zu, die seit den jüngst erfolgten südeuropäischen Ausbrüchen massenhaft in der Luftfülle als vorhanden zu denken sind. Das Beobachten dieser Dämmerungserscheinungen ist jedoch während der jüngsten Zeit durch die dichten Wolkendecken verhindert. —